

Kommentar zum Fachtag: „Was heißt hier ‚alt‘? Neuverhandlung von Arbeit, Alter und Geschlecht“ am 15. April 2016

Dr. Margit Wehrich (Universität Augsburg)

Zum Abschluss dieser schönen Tagung habe ich jetzt noch Folgendes vor:

1. Ich stelle ein paar Überlegungen darüber an, wie unsere Gesellschaft sich selbst erzählt, und was das über das Verhältnis von Arbeit, Alter und Geschlecht aussagt.
2. Dann frage ich noch kurz danach, welches Bild vom Verhältnis von Arbeit, Alter und Geschlecht die Referentinnen gezeichnet haben, welches Bild von Seiten der Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer aufscheint – und was sich anfangen lässt mit solchen Einsichten.

Zuerst aber eine Vorbemerkung:

Ich finde, dass das eine sehr interessante, sehr dichte und sehr angenehme Tagung ist – mit einer schönen Verknüpfung von sehr differenzierter Reflexion und gleichzeitig großer Lust am Anpacken! Wir sind aber auch kritische ZeitgenossInnen und monieren, wenn z.B. in einem Vortrag gegendert wird, ohne sich das bewusst zu machen. Immer ist die Kritik aber auch konstruktiv, und es werden sofort kreative Vorschläge gemacht. Es hat sich hier – wie das vorhin eine Teilnehmerin gesagt hat – „ein kritisches, sensibles, kooperatives Frauenpublikum“ zusammengefunden. Schön finde ich auch, dass verschiedene Generationen vertreten sind – und dass auch einige Männer dabei sind. Und es fällt auch auf, dass die Bilder vom Alter, die hier vertreten werden, ganz unterschiedlich sind. Wie wir gehört haben, ist das aber kein Wunder: Auch die Wissenschaft zeichnet ein differenziertes Bild vom Alter.

1. Arbeit – Alter – Geschlecht – wie die Gesellschaft sich selbst erzählt

Im ersten Punkt (und meinem Hauptpunkt) geht es mir um die Erzählung unserer Gesellschaft über sich selbst. Zumindest wir hier in Deutschland begreifen uns als eine Arbeitsgesellschaft; genauer gesagt, als eine Erwerbsarbeitsgesellschaft – was heißt, dass gesellschaftliche Teilhabe (ökonomisch und sozial) über Erwerbsarbeit funktioniert.

Wie eine Gesellschaft organisiert ist und was sie antreibt, hat Folgen für die Konstruktion von Arbeit, für die Konstruktion von Alter und für die Konstruktion von Geschlecht. Helga Pelizäus-Hoffmeister hat in ihrem Vortrag den Zusammenhang des Selbstverständnisses einer Gesellschaft und dem Umgang mit dem Alter ja – am Beispiel von Sparta und Athen – anschaulich aufgezeigt.

Unserer Erwerbsarbeitsgesellschaft liegt – und dies gilt auf jeden Fall für die Sozialpolitik – immer noch die Vorstellung des sogenannten Normalarbeitsverhältnisses zugrunde: Arbeitsverhältnisse, in denen man Jahrzehnte kontinuierlich im selben Betrieb verbringt. Diese Art von Normalität ist männlich konnotiert – und ebenso der sog. „wohlverdiente Ruhestand“. Oder andersherum: Die Arbeitsverhältnisse von Frauen gehen nicht so richtig darin auf bzw. weichen auch davon ab. Frauen arbeiten ja ohnehin auch im Ruhestand immer weiter – mit Entlohnung, vor allem aber ohne. Auch in ihrem Erwerbsleben und um das Erwerbsleben herum haben sie immer schon auch eine andere Arbeit gemacht – ich komme gleich genauer darauf zu sprechen.

Zurück zur Erwerbsarbeitsgesellschaft: Es ist das Erwerbseinkommen, das ökonomische Handlungschancen und damit Lebens- und Partizipationschancen bereitstellt; über Erwerbsarbeit wird Anerkennung erreicht; man hat gesellschaftliche Mitspracherechte (man denke an die Gewerkschaften) und vieles mehr. Und daran bemisst sich auch seine bzw. ihre Rente. Hat man kein Normalarbeitsverhältnis, reicht sie nicht. (Oft genug reicht sie auch dann nicht, wenn man ein Normalarbeitsverhältnis hat.)

Wir hören in den Medien (und in der Soziologie) zwar immer wieder, dass es auch die (geerbten) Vermögen sind, die über das Auskommen bestimmen, aber das Thema wird nicht so recht in diese gesellschaftliche Erzählung integriert.

Und wir wissen natürlich noch etwas, aber auch das führt ein merkwürdiges Schattendasein in der gesellschaftlichen Erzählung:

Jenseits der Erwerbsarbeit wird in einem riesigen Ausmaß gesellschaftlich notwendige Arbeit geleistet. Diese Arbeit wird nicht entlohnt und auch anderweitig nicht entsprechend wertgeschätzt – und an ihr bemisst sich natürlich auch die Rente nicht (oder kaum). Dazu zählen Haus-, Familien- und Care-Arbeit, dazu zählt jegliches ehrenamtliche Engagement, dazu zählen aber auch die Mühen der alltäglichen Lebensführung, die Arbeit des Alltags, die darin besteht, all das auf die Reihe zu bringen, was in den unterschiedlichen Sphären des Alltags an uns herangetragen wird: komplexe Arrangements von Lebensführung sind zu basteln, aufrechtzuerhalten und immer wieder anzupassen. Dazu zählt auch die Arbeit an sich selbst – die Selbstzurichtung wie auch (als Vexierbild) die Sorge um sich selbst. Und dazu zählt inzwischen auch eine neue Art gesellschaftlich notwendiger Arbeit: die Arbeit der Kunden. Wir merken alle, dass die ganze Gesellschaft auf Selbsterledigung umgestellt wird, wie das der Soziologe Günter Voß formuliert – und dass dies eine Menge Arbeit jenseits der Erwerbsarbeit macht. Doch es fehlt der Blick auf diese „gesellschaftliche Gesamtarbeit“, wie dies ja auch auf der Tagung angesprochen worden ist.

Und was besonders brisant ist – wenn man sich die Verteilung der gesellschaftlichen Gesamtarbeit ansieht, sieht es immer noch so aus: In der Erwerbssphäre dominieren die Männer (was

Verdienst und Arbeitszeit betrifft), bei der Arbeit jenseits der Erwerbsarbeit dominieren die Frauen (Stichwort Care-Arbeit).

Gerade wurden wieder Zahlen veröffentlicht, was das für die Rente bedeutet (und wir haben das heute Morgen auch hier gehört): Es gibt einen riesigen Gender Gap, Frauen bekommen im Durchschnitt 70 % weniger Rente.

In der gesellschaftlichen Erzählung ist es die Erwerbsarbeit, die Sinn stiftet oder zumindest Sinn stiften soll. Das wird auch vermehrt von jungen Leuten so gesehen, die von der Erwerbsarbeit erwarten, dass sie auch Spaß macht. Ich würde mal behaupten, die Sinnstiftung in der Erwerbsarbeit ist geschlechtsspezifisch nicht so ungleich verteilt wie die Einkommen und Renten. Die immer noch typischen Frauenberufe haben alle möglichen Nachteile. Sie sind gering entlohnt, die Belastungen sind groß, die Arbeitsbedingungen suboptimal, aber an einem mangelt es nicht: am empfundenen Sinn der Arbeit – in der Pflege, in den Kitas, und auch bei vielen anderen Arbeiten am Menschen (wie das z.B. der DGB-Index Gute Arbeit ausweist).

Ich erzähle das alles, weil es Folgen für die Konstruktion des Alters hat – als einer Lebensphase, die als eine Freistellung von Erwerbsarbeit gedacht ist. Eine Gesellschaft, die sich selbst als Erwerbsarbeitsgesellschaft erzählt, hat ein Problem mit einer Lebensphase nach der Erwerbsarbeit – das Problem wurde ja eben in der Diskussion schön formuliert: „Wie soll der sogenannte Ruhestand, die Zeit der Altersrente, denn aussehen?“ Der „Ruhestand“ ist einerseits eng an die Erwerbsarbeit gekoppelt, weil sich die Rente danach bemisst – aber andererseits ein „weißes Blatt“, weil er außerhalb der Erzählung steht. Er eignet sich deshalb gut für das Entwerfen interessanter Altersbilder. Und interessant sind die Altersbilder auch deshalb, weil sie gegendert sind.

Tina Denninger, Sylke van Dyk, Stephan Lessenich und Anna Richter haben in ihrem Buch „Leben im Ruhestand. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft“ (2014) sehr schön rekonstruiert, dass es seit den 50er Jahren (des letzten Jahrhunderts) eine interessante Dynamik in den Bildern gibt, die vom Alter gezeichnet werden – immer abhängig von den sozioökonomischen Rahmenbedingungen und den gesellschaftlichen Bedürfnissen. Das war in den späten 50er und den 60er Jahren der „Ruhestand“ mit einer Altersrente, die es möglich macht – bzw. möglich machen sollte – nach einem Leben in Erwerbsarbeit und in Abhängigkeit davon regelmäßige und dynamische Bezüge zu erhalten, die die Altersrentner zumindest theoretisch vor Armut schützen und von immerwährender Erwerbstätigkeit befreien.

In den 70er Jahren hat sich das Bild ausdifferenziert. Nun ist überall zu lesen und zu hören, dass sich die älteren Menschen nun gegen die Stereotype des Lebens im Ruhestand absetzen: Wir haben es jetzt mit einem „Unruhestand“ zu tun, in dem Ältere „Action“ machen, sich nicht zurücklehnen wollen und statt dessen die Welt aufmischen. Flankiert wurde dieses Bild,

wie die AutorInnen nachzeichnen, von der Wissenschaft, die jetzt die Wende von der Disengagement- zur Aktivitätstheorie des Alters vollzieht.

Entsprechend wurden in den folgenden Jahrzehnten die spezifischen Kompetenzen Älterer entdeckt und gewürdigt und den Menschen lebenslange Lernfähigkeit attestiert.

Und heute – so die AutorInnen – beherrschen die jungen Alten mit „Potenzial“ das Bild. Potenziale kann man nutzen, und so entdeckt man, dass es doch praktisch wäre, wenn die nicht mehr Erwerbstätigen ihre Kompetenzen und Aktivitäten in den Dienst der Gesellschaft stellen würden – als kleine Kompensation des demografischen Wandels und des Abbaus des Sozialstaats.

Wir sind nun in der „Aktivgesellschaft“ angelangt, die vor dem Alter nicht Halt macht: Man muss ohnehin bis 67 erwerbstätig bleiben; man hat – in welcher Form auch immer – auch im Rentenalter dafür zu sorgen, gesund und aktiv zu bleiben; und gesellschaftliches Engagement wird als Chance angeboten, seinem Alltag Sinn und Struktur zu verleihen – und letztendlich aber auch von den älteren Bürgerinnen und Bürgern erwartet. Und wahrscheinlich funktioniert es auch – vor allem bei Frauen. Sie engagieren sich ohnehin schon die ganze Zeit auf vielfältige Art und Weise und arbeiten im „Ruhestand“ so weiter wie bislang auch.

Und ich fürchte, dass es nach wie vor als selbstverständlich hingenommen wird, dass jegliche Sorge-Arbeit (für die Familie, für die Gesellschaft und für sich selbst) einfach so erledigt wird wie schon immer!

In der Folge wird nun vielleicht wieder ein neues Bild des Alters gezeichnet – auch von der Generation der Älteren selbst: Es unterscheidet sich dann nicht mehr allzusehr von den Bildern anderer Lebensphasen (in denen man sich auch einbringen muss) und man kann sich fragen, ob es das Alter als eine eigene Lebensphase überhaupt noch geben wird – das Alter als selbstbestimmter Rückzugsraum hat in der Erwerbsarbeitsgesellschaft als eine eigene Lebensphase ja schon gar keinen richtigen Platz mehr. Oder erst dann wieder, wenn man körperlich und psychisch so stark beeinträchtigt ist, dass Partizipation nicht mehr möglich scheint. Auch das ist ein Befund von Tina Denninger und ihren KollegInnen: das Alter wird immer weiter nach hinten geschoben, mit Gebrechlichkeit, Hilflosigkeit und Angewiesenheit auf andere assoziiert und entsprechend gefürchtet.

Erst dann – so meine These – wird Produktivität nicht mehr gefordert. Ich habe mich vor langer Zeit in einem anderen Zusammenhang mit einem Artikel von Talcott Parsons beschäftigt, in dem es um „Die Definition von Gesundheit und Krankheit im Lichte der Wertbegriffe und der sozialen Struktur Amerikas“ ging (1964). Parsons definiert dort Gesundheit als den „Zustand optimaler Leistungsfähigkeit eines Individuums für die wirksame Erfüllung der Rollen und Aufgaben, für die es sozialisiert worden ist.“ Die Krankenrolle (deren Verleihung an bestimmte Bedingungen geknüpft ist) befreit das Individuum von dieser Rollen- und Aufgabenerfüllung. Das könnte eine Blaupause für das neue Bild des Alters sein: Erst dann bin ich alt,

wenn ich körperlich und psychisch nicht mehr in der Lage bin, mein Leben selbstständig zu führen. Vorher bin ich jung – und sehe mich den gleichen Anforderungen ausgesetzt wie alle anderen auch.

Ich hatte vorhin ein Projekt erwähnt, das ich gerade bearbeite: „Flexible individualisierte Service-Netzwerke“ (FISnet), ein vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförder-tes Verbundprojekt. Dort geht es um die (kooperative) Erstellung präventiver Gesundheitsdienstleistungen für den sogenannten Altersübergang. Wir befragen dort Menschen zwischen 55 und 75 zu ihrer Arbeits- und Lebenssituation. In den Interviews mit älteren Erwerbstätigen zeigt sich, dass es an altersgerechten Arbeitsbedingungen fehlt – in manchen Branchen (wie etwa in der Pflege) hält man in der Regel gar nicht bis zur Rente durch. In anderen Branchen ist man von der Zeit- und Leistungssteuerung durch Kennzahlen so genervt, dass man sich nach einem vorzeitigen Ruhestand sehnt. Das heißt – wie ja auch Denninger und KollegInnen sagen –, dass das Alter nicht erst mit dem „Ruhestand“ beginnt. Gleichzeitig ist das Leben im Alter so breit aufgefächert, dass eine differenzierte Sichtweise notwendig ist. Die Ruhestands-Typen, die Tina Denninger in ihrem Vortrag vorgestellt hat, zeigen, dass es für einige von ihnen (den „zufriedenen Ruheständler“ und die „Unruheständlerin“) keinen politischen Handlungsbedarf gibt, was die Förderung von Partizipation und Lebensqualität betrifft. Die „verhinderte Ruheständlerin“ hingegen ist eher überlastet und fühlt sich zum Teil ausgenutzt und in ihren Aktivitäten zu wenig gewürdigt – auch wenn man dem „Produktivitätsdispositiv“ entspricht, ist also noch lange nicht alles in Butter. Laut Denninger und KollegInnen sind die „Gebremsten“ der interessanteste Typus: Hier finden sich vor allem Frauen, die gerne aktiver wären, sie es sich aber aufgrund vielfältiger Care-Verpflichtungen und einer prekären finanzi-ellen Situation nicht leisten können, ihre Ambitionen in Richtung Selbstbestimmung und ge-sellschaftliches Engagement auszuleben, weil sie permanent damit beschäftigt sind, ihre Existenz zu sichern und zudem negative Erfahrungen im Kontext ehrenamtlicher Arbeit ge-macht haben. An diesen Stellen könnte eine Förderung ansetzen.

2. Welches Bild vom Verhältnis von Arbeit, Alter und Geschlecht zeichnet unsere Tagung? Und was fangen wir damit an?

Was transportiert das (sehr ansprechende) Foto auf dem Tagungsflyer? Die hier abgebildete Frau stellt uns die Tagungsfrage, der wir ja nachgehen wollen: Was heißt hier „alt“? Aber erstens steht „alt“ in Gänsefüßchen – das könnte signalisieren, dass man den Begriff so nicht meinen möchte, wie er dasteht. Und zweitens: Wenn wir uns die Frau auf dem Foto an-schauen: Selbstbewusst sieht sie aus, bester Laune, auch herausfordernd.

Sie wird gleich sagen, was heißt hier alt? Lass uns das alles neu verhandeln! Wahrscheinlich würde sie sich gut dem Typus der „Unruheständlerin“ zuordnen lassen, die ihr Leben selbst in die Hand nimmt und sich nicht vereinnahmen lassen möchte von gesellschaftlichen Erwar-

tungshaltungen. Die Frau auf dem Foto symbolisiert auch kein Recht auf einen verdienten Ruhestand, und altersgerechte Arbeitsbedingungen braucht sie wahrscheinlich auch nicht. Eigentlich ist sie sowieso nicht alt. Vielleicht gehört sie sogar einer Profession an, in der sie selbstbestimmt weiterarbeiten kann, so lange und so viel (oder so wenig) sie möchte. Gibt es überhaupt irgendetwas an ihr, das eine eigene Sozialkategorie rechtfertigt? Vielleicht gibt es ja in Zukunft nur noch jüngere und ältere Erwachsene – und die Hochaltrigen, auf die alle negativ konnotierten Altersbilder projiziert werden und zu denen niemand gehören will.

Und welches Bild vom Alter (oder vom Altern) tragen wir hier in uns herum, wie wir hier so sitzen? Welches wollen wir herumtragen? Welches wollen wir befördern? Oder brauchen wir gar kein Bild vom Alter? Vorhin hat ja eine der Tagungsteilnehmerinnen gesagt, das Alter sei ein „weißes Blatt“. In der Diskussion zu der Typologie, die Tina Denninger vorhin vorgestellt hat, hatte ich vorgeschlagen, die Typen dazu zu nutzen, uns selbst einzuschätzen. Welchem Typus gehören wir an? Und was brauchen wir, wenn wir so (oder eben gerade nicht so) leben möchten, wie der entsprechende Typus beschrieben ist? Welche Ressourcen werden wir brauchen, worauf können wir zurückgreifen, was müssen wir uns jetzt schon erarbeiten? Eine solche „prospektive Lebensführung“ könnte – auch das eine Idee aus dem Projekt FISnet – dabei helfen, auf dem „weißen Blatt“ ein Bild der eigenen Zukunft zu entwerfen.

Gesellschaftspolitisch wird es aber unabhängig davon noch um etwas anderes gehen müssen: darum, verschiedene Arten von Arbeit (und Nicht-Arbeit) im Lebenslauf anzuerkennen, ihre Durchführung zu erleichtern und darauf zu achten, dass sie nicht weiterhin geschlechtsspezifisch verteilt werden.

Für eine angemessene sozialpolitische Unterstützung und Würdigung der „gesellschaftlichen Gesamtarbeit“ wäre denkbar:

- Pochen auf gute Dienstleistung und institutionelle Zuständigkeiten
- Alternsgerechte Arbeitsbedingungen fördern, die berücksichtigen, dass Altern (mitsamt den Anforderungen, die in bestimmten Lebensphasen auftreten) nicht erst mit dem Renteneintritt beginnt
- Für Angebote für alter(n)sgerechte Erwerbsarbeit im Rentenalter sorgen
- Flexible Lebensarbeitszeitmodelle entwickeln und bereitstellen
- Über eine kollektive Arbeitszeitverkürzung nachdenken, die allen Bürgerinnen und Bürgern Platz und Zeit für die gesellschaftlich notwendige Arbeit jenseits der Erwerbsarbeit und in allen Lebensphasen bereitstellt
- Über eine Grundsicherung für die „Arbeit des Alltags“ nachdenken, die ohnehin jeder (und vor allem jede) leistet.

Vieles hiervon ist allerdings wieder an der beschriebenen Erzählung von der Erwerbsgesellschaft mit lebenslanger sozialversicherungspflichtiger Tätigkeit orientiert.

Vielleicht sieht die Arbeitsgesellschaft der Zukunft aber ganz anders aus: Statt lebenslanger Zugehörigkeit zu einem Unternehmen und entsprechender Sozialversicherung nehmen projektförmige und vermarktliche Arbeitsverhältnisse innerhalb von Unternehmen weiter zu; daneben entsteht ein modernes Prekariat (eine „digitale Boheme“) mit neuer (oft erzwungener) Selbstständigkeit und unklarem Rentenbeginn (wenn es für diese Gruppe überhaupt eine Rente geben wird) und mit tendenziell lebenslanger prekärer Arbeit zur Existenzsicherung. Hier sind wir wieder bei dem Typus, den Denninger und KollegInnen als den zukunftssträchtesten Typus bezeichnen: bei den „Gebremsten“. Sie sehnen sich nach dem „wohlverdienten Ruhestand“ und erreichen ihn nie.

Wir werden sehen, welche Bilder unsere Gesellschaft dann vom Alter zeichnen wird, und inwieweit wir alle dazu beitragen können, sie so auszugestalten, dass sie den vielfältigen Interessen der Älteren gerecht werden – vor allem den Interessen der Frauen.